Coeurbube.

(Roman von Sidonie Judeich-Mierswa.)

(18. Fortsetzung.)

„Ist sie Ihnen denn wirklich so entsetzlich, die Erinnerung an jene [illegible] Stunde im Walde, Eva?" Ohlsen war aufgesprungen und trat an die Zitternde, die sich erhoben hatte, heran. Unbezähmbares, nur noch mühsam gezügeltes Verlangen sprühte in seinen Augen. „Warum weichst du vor mir zurück? Ich weiß es ja doch, was mir diese spröden, roten Lippen nicht eingestehen wollen, daß du mich liebst, liebst mit derselben Glut, wie ich dich, du schönes, du berauschendes Weib." Sinnlos in toller Leidenschaft warf er sich auf die Knie, und während seine Arme Eva zu umschlingen suchten, brach in heißen Worten das Geständnis seiner Liebe von seinen Lippen.

In starrem Entsetzen, halb bewußtlos vor Schmerz und Scham über die ihr angetane Schmach, stand Eva da. Sie fühlte, wie Ohlsens Arme sie immer fester umklammerten und wie sein heißer Atem ihr Gesicht streifte. Da mit übermenschlicher Kraft befreite sie sich aus den Armen des Rasenden. Ihrer selbst nicht mehr mächtig, holte sie zum Schlage aus und traf das Gesicht des Offiziers.

Sie hörte einen Aufschrei der Wut, des Entsetzens an ihr Ohr schlagen. Dann sah sie wie in einem Nebel Ohlsens Gestalt, mit aschbleichem Gesicht zur Tür hinauswanken.

Vierzehntes Kapitel.

„Nein, nein, mein lieber Germer, ausgerückt wird nicht, und noch dazu, wo ich komme."

Der kleine Herr mit dem silberweißen Haar und der goldenen Brille vor den kleinen kurzsichtigen grauen Augen, der dies sagte, war Gerichtsrat Gröben.

„Aber es ist die höchste Zeit, mein lieber Herr Gerichtsrat. Sehen Sie, Sie kommen schon zum Dämmerschoppen, und wir," er wies auf die Tischrunde der Herren, die in dem elegant ausgestatteten Speisesaal des „Schwarzen Adlers" an der weißgedeckten, blumengeschmückten Tafel saßen, „haben soeben erst Mittag gegessen."

„Nein, nein, was Sie sagen!" Der Gerichtsrat rückte an seiner Brille und sah sich neugierig um.

„Wir hatten eine Sitzung bei Bankier Tarter, die sich bis in die Nachmittagsstunden ausgedehnt hat," sagte erklärend Germer. Dabei wollte er, sich verabschiedend, dem Gerichtsrat die Hand reichen.

Aber der alte Herr ließ nicht locker, und nur widerwillig setzte sich Germer endlich nieder. Er hatte eine eigene Unruhe in sich, und außerdem war er nicht gerade aufgelegt, die ewigen Fragen des Gerichtsrates, von dem man sich erzählte, er müsse auf Kommando seiner Frau den Früh- und Dämmerschoppen im „Adler" besuchen, um alle Neuigkeiten zu erfahren — über sich ergehen zu lassen.

Mechanisch bestellte er sich ein neues Glas Bier und steckte eine Zigarre an.

Nicht lange dauerte es, so fingen die Herren an, von ihrem Lieblingsthema, dem morgigen Rennen, zu sprechen. Ohlsens Name fiel, und eine lebhafte Debatte für und wider den Sieg des jungen Offiziers entspann sich. Eigentlich waren es nur ganz wenige Stimmen, die sich zweifelnd an Ohlsens Erfolg aussprachen. Immer sportlicher, immer fachgemäßer wurden die Ausdrücke, und immer energischer verfocht man seine Meinung.

Stumm saß Germer da. Ihn ließ die ganze Sache sehr kalt, nur der immer wiederkehrende Name Ohlsen war ihm unangenehm. Sein Gesicht nahm, ihm selbst unbewußt, einen abweisenden Ausdruck an.

Mit lauernden Blicken beobachtete ihn der Gerichtsrat. Seine Frau hatte ihm da eine Geschichte erzählt — hm, wenn die wahr war, war es eigentlich eine Infamie gegen diesen Germer. Ob es nicht doch für alle Fälle gut war, wenn man ihm einen kleinen Wink gab! Unruhig rückte er auf seinem Stuhl hin und her. Wie aber sollte man das anfangen? Als er sah, daß das allgemeine Interesse der umsitzenden Herren aufs äußerste in Anspruch genommen war, sagte er halblaut zu Germer: „Sie interessieren sich, wie es scheint, gar nicht für das Rennen, Herr Doktor! Ich dachte doch, wo Ohlsen ein so naher Freund Ihrer Familie ist . . ."

„Ohlsen ist lediglich mit meinem Schwager befreundet," wehrte Germer ab.

„So, so." Eilig griff der Gerichtsrat nach seinem Glase, um sich nach dieser ersten Attacke, die, wie es schien, aber ohne jeden Eindruck verlaufen war, zu stärken. „Ich meinte gehört zu haben," fuhr er dann leise fort, „daß Ohlsen mit der Familie Ihrer Frau Gemahlin in Blaschau sehr befreundet sei."

„Ach, Sie meinen den Onkel meiner Frau in Blaschau," sagte aufmerkend Germer. „Das könnte schon sein."

„Sehen Sie, sehen Sie, Ihre Frau Gemahlin hat Ihnen gewiß schon von der Einquartierung der X. Husaren, bei denen Ohlsen damals stand, in Blaschau erzählt."

Germer sah den Sprecher an. Warum wich er seinen Blicken aus? Was bedeutete das? Ein heißes Angstgefühl wallte auf einmal in ihm auf. Doch ehe ihm eine Antwort einfiel, fuhr der alte Herr fort: „Wie geht es übrigens Ihrer lieben, kleinen Frau? Meine Frau erzählte mir, sie habe sie schon einige Wochen nicht gesehen, zum letztenmal mit Ihren Herrn Schwager und Ohlsen in der Schulzeschen Konditorei, und da habe sie so sehr blaß ausgesehen."

„Ich danke, es geht meiner Frau gut. Blaß ist sie ja immer etwas," sagte Germer äußerlich ruhig, aber in ihm kochte es. Eva und Herbert waren mit Ohlsen bei Schulze gewesen, und er wußte nichts davon! Was bedeuteten überhaupt jene sonderbaren Fragen des alten Herrn über Blaschau? Daß Eva einmal dort gewesen war, wußte er. Hatte sie Ohlsen dort gesehen — kennen gelernt? Aber nein, sie hatte ihm doch selbst gesagt, daß sie den jungen Offizier nicht kenne . . . Wie ein Alp legte es sich auf seine Brust. War das Maß seines Elends denn noch nicht voll! Sollte ihm nun auch das letzte, der Glaube an die Wahrhaftigkeit seines Weibes, noch geraubt werden? Prüfend flog sein Blick über das Gesicht des alten Herrn. Der Gerichtsrat blickte scheinbar sinnend vor sich hin, aber Germer entging es nicht, daß ein verlegener Zug darauf lag, als wüßte er nicht, wie er das begonnene Gespräch fortsetzen sollte. Er zwang sich zu einer munteren Unterhaltung. Aber der Wurm des Mißtrauens saß in seinem Herzen. Haß, glühender Haß gegen diesen Ohlsen stieg in seiner Brust auf. Er hatte gegen diesen Mann von Anbeginn eine instinktive Abneigung gehabt. Es war ihm, als müßten die nächsten Stunden schon eine Erklärung darüber bringen — eine Erklärung, vor der ihm graute.

Nach einer halben Stunde bestellte er das Anspannen seines Wagens. Er hielt es nicht länger mehr aus, und rasch verabschiedete er sich.

Wohltuend empfand Germer während der raschen Fahrt die frische Luft. Er hatte Höllenqualen in der letzten halben Stunde ausgehalten. Immer und immer wieder rief er dem Kutscher zu: „Zufahren!" Er konnte es kaum erwarten, bis er heim kam. Es mußte endlich klar werden zwischen ihm und Eva. Er atmete auf, als er die Schornsteine seiner Fabrik erblickte und der Wagen an den ersten Häusern seiner Arbeiterkolonie vorbeifuhr. Nun war er in wenigen Augenblicken zu Haus! — Da, was war das? Kurz ehe sein Gefährt den weiten Platz vor der Fabrik erreichte, bog ein Reiter, der in gestrecktem Galopp angesprengt kam, von der Chaussee ab. Er jagte den schmalen Feldweg hinauf, der von Fußgängern viel benutzt wurde, weil er direkt zur Stadt führte. Germer sah das Blitzen der Uniformknöpfe in der Sonne, und mit stoßkendem Herzschlag erkannte er — daß es Ohlsen war. Er kam —! Gewiß es war beinahe kein Zweifel mehr, und doch bäumte sich sein ganzes Denken und Fühlen auf gegen diesen furchtbaren Gedanken. Aber wenn es wahr wäre — das, was seine Seele kaum auszudenken wagte und worum seine Gedanken doch immer und immer wieder in fieberhafter Angst kreisten — dann, dann Gnade Gott dir und ihm!

„Nicht ausspannen, warten! Ich fahre noch einmal in die Stadt" befahl er dem Kutscher, als der Wagen vor dem Portal des Hauses hielt. In eiliger Hast springt er hinaus und stürmt die Treppe zu seiner Wohnung empor. Mit einem Ruck fliegt die Tür zu Evas Boudoir auf, und als sie sich mit einem leisen Schreckensruf von der Chaiselongue erhebt, auf die sie sich weinend und zitternd vor Aufregung niedergeworfen hat, sieht sie ihren Gatten mit bleichem, beinahe entstelltem Gesicht auf der Schwelle stehen.

„Ohlsen war hier," herrscht er sie an, und aus seiner Stimme klingt es grollend wie von mühsam beherrschtem Zorn.

„Ja." Wie ein Hauch kommt es von ihren Lippen.

„Also doch!" In schneidendem Hohn lacht Germer auf, und sie sieht, wie er, als wenn er sich stützen müßte, nach der Lehne des Sessels faßt.

„Also darum deine dringliche Anfrage heute morgen, ob ich bald käme. Ich verstehe, man wollte ungestört sein!"

Heiser tönten seine Worte an ihr Ohr, und erbleichend taumelt Eva zurück.

„Fred!"

Es war ein Aufschrei der Qual und der Verzweiflung, mit der sie seinen Namen ausrief.

Aber Germer hört nicht den Ton flehender Bitte, der aus dem verzweifelten Aufschrei seines Weibes herausklingt.

„Nicht wahr, das kommt überraschend aus dem Munde des harmlosen Ehemanns?" keucht er in verhaltenem, furchtbarem Zorne — „obwohl es drinnen in der Stadt bereits von Mund zu Mund geht, begleitet von Hohnlächeln das Geschichtchen von der spröden Frau Doktor Germer und dem unwiderstehlichen Leutnant — ihrem Jugendfreund.—Oder ist es nicht etwa so?"

Drohend stößt er die letzte Frage hervor und tritt näher an sie heran. Sie hört, wie seine Brust arbeitet, und sie sieht, wie die Adern auf seiner Stirn schwellen. Wie gelähmt starrt sie ihn an. Kein Wort kommt über ihre Lippen.

„So rede doch — rede, Weib! — oder ich — ich vergesse mich . . . Kanntest du diesen Ohlsen vor unserer Hochzeit?"

„Ja!" Wie ein wehes Stöhnen tönt die Antwort zu Germer. „Aber höre mich, Fred!" Flehend versucht Eva die Hände ihres Gatten zu fassen, die er ihr mit einer Bewegung des Abscheues entzieht.

„Was — was soll ich hören? — Ich weiß ja doch alles. — Nicht nur gekannt — nein, geliebt hast du ihn seit jenen Manövertagen in Blaschau! — Gewiß, seit jenen Manövertagen in Blaschau," setzt er nochmals mit Nachdruck hinzu, als er bemerkt, daß Eva erschreckend aufzuckt und ihn unterbrechen will. „Und darum, weil du ihn liebtest, darum, aus keinem anderen Grunde belogst du mich damals in Breslau, als ich dich fragte, ob du ihn kennst! Ich höre es noch heute, jenes Wort, mit dem du damals seine Bekanntschaft verleugnetest und auf das ich damals geschworen hatte bei allen Himmeln, bei meiner Seligkeit—ein lächerlicher, leichtgläubiger Tor! Nun, so sprich doch, verantwortete dich doch, wenn du es kannst! Aber du kannst es nicht. Sieh dort — dort in den Spiegel! Da kannst du sehen, wie das böse Gewissen aussieht!"

Mit festem Griffe faßt er Eva an der Schulter, um die noch immer stumm und regungslos Dastehende dem Spiegel zuzuwenden.

Zusammenzuckend fühlt Eva die schwere Hand ihres Mannes auf der Schulter. Die harte Berührung bringt sie erst zum Bewußtsein der Situation und löst die lähmende Starrheit, die sich über ihre Glieder gelegt hatte.

„Habe Erbarmen, Fred!" ruft sie aufschluchzend.

„Erbarmen?" Germer ist zurückgetreten und wiederholt scharf scharf und schneidend das Wort ihrer Bitte. „Hast du Erbarmen mit mir gehabt — als du mich betrogst, als du mit dem Bilde eines anderen im Herzen mein Weib wurdest? O, ich Wahnsinniger, der an dich glaubte wie an eine Heilige. Nun wird mir die ganze erbärmliche Komödie unserer Ehe klar. Weil ich reich war, nur darum wurdest du mein Weib. Ja, ja — jetzt verstehe ich auch, warum du immer zurückbebtest, wenn ich, um heiße Liebe flehend, dir genaht. Du konntest mir ja das nicht geben, was einem anderen gehörte!

„Halt ein, Fred", schrie Eva auf. „Höre mich!"

Erst zögernd, von Schluchzen unterbrochen, dann aber immer freier und offener kam das Bekenntnis ihrer Schuld von ihren Lippen. Nichts, nichts verschieg sie ihm, ihre Liebe zu Ohlsen, den Kuß, den er ihr im Kahne geraubt, ihr törichtes Mädchenhoffen mit der darauffolgenden Zeit des schmerzlichen allmählichen Entsagens, ihr Ringen nach Vergessen, nach Betäubung in ihrem Beruf, der doch die Sehnsucht nach anderen Sphären nicht ersticken konnte, und wie dann er, der Bruder ihrer einzigen Freundin, in ihr Leben getreten sei. Ja, sie habe ihn damals belogen, als er sie nach Ohlsen gefragt. Aber nur falsche Scham habe ihr diese Lüge auf die Lippen gedrängt, denn Ohlsen sei damals bereits für sie tot gewesen. Was sie um diese eine Lüge gelitten, das wisse nur sie allein . . .

Sie machte eine Pause und blickte scheu zu ihrem Gatten hinüber, der finster und stumm das bleiche Weib vor sich angehört hatte. Durfte sie es ihm jetzt gestehen, daß er es war, der ihr ganzes Herz, ihre ganze Seele einnahm? Sie rang nach Worten, und doch erstarben ihr diese bei dem schmerzvollen Lächeln, das sie auf Freds Gesicht sah.

„Und was ich dabei gelitten habe," unterbrach bitter Germer das kurze Schweigen, „danach fragte man natürlich nicht!"

(Fortsetzung folgt.)

— Moderne Dienstbotenverhältnisse. Hausfrau: „Wir mußten heuer von einer Feier meines Geburtstages absehen, um desto glanzvoller den Geburtstag unserer Köchin feiern zu können!"

„Wir Barbaren — —!"

Einer wahren Kriegsbegebenheit aus der Gegenwart nacherzählt.

Von Fritz Hausen, Hauptmann der Reserve.

Das Bataillon hatte seit der Morgenfrühe schon über vierzig Kilometer zurückgelegt. Niemand von den Mannschaften wußte, wohin der Marsch ging; nur das sahen alle, daß die Richtung auf ein weit entferntes Hügelgelände hin eingeschlagen blieb, wo der grauschwarze Dunstschleier einer gewaltigen Feuersbrunst über der Gegend lagerte.

„Brennende Dörfer", bemerkte Musketier Schmidt zu seinem Nebenmann, der wegen seiner wundgelaufenen Füße mühselig mithumpelte und alle Mühe hatte, am Ende der Kolonne noch mitzukommen.

„Werden wohl Franktireurs gehaust haben", entgegnete der andere, „wären wir man nur erst da!"

Das war der einzige Klagelaut, der dem seit Stunden leidenden Tapferen entschlüpfte. Dann biß er wieder die Zähne aufeinander und humpelte weiter, während ihn sein Nebenmann Schmidt, uneingedenk der eigenen Müdigkeit, von Zeit zu Zeit minutenlang unter den Arm faßte, und stützte, so gut es das Marschieren zuließ. — —

Am Spätnachmittag war man in der Region der brennenden Dörfer angelangt. Welch ein Bild grausiger Verwüstung! Hier konnte man an einem Beispiel sehen, wie die Kriegsfurie über die Länder herrast und alte friedliche Kultur mit Stumpf und Stiel ausrottet. Die von dem langen Marsche erschöpften Soldaten hatten ja nicht erwartet, in dem Dorfe, das jetzt vor ihnen lag, ein ideales Quartier zu finden; sie wären schon mit einem bescheidenen Unterkommen für die hereinbrechende Nacht zufrieden gewesen: was sich aber hier ihren Augen darbot, spottete aller Beschreibung. Soweit man sehen konnte, überall rauchende Trümmerhaufen, dazwischen verwüstete, zerstampfte Gärten, umgerissene Bäume, zerwühlte Wege. Von Zeit zu Zeit stieß man auf Leichen und der Pestgeruch verwesender Pferdeleiber erfüllte die rauchgeschwängerte Luft.

„Mein Gott, hier haben sie aber gehaust", meinte der Musketier Wellmann zu seinem Kameraden, der ihn noch immer mit seiner kräftigen pommerschen Faust stützte.

„Da konnst Du wohl recht haben, Schmidt", erwiderte dieser und schaute sich mit trübseligem Blick suchend um, „und die Franktireurs sin's gewesen, die ihre eigenen Landsleute bestehlen und ihnen das Haus über dem Kopfe anzünden."

Der Hauptmann der Kompagnie, zu der die beiden Musketiere gehörten, kam kurz darauf hinzu und erzählte, was er über die Vorgänge hatte erfahren können; die französischen Freischärler hätten tatsächlich den Ort vollständig ausgeraubt und alsdann angezündet, um den Weitermarsch der Deutschen aufzuhalten.

Man war noch im Gespräch, als eine Patrouille angeritten kam und meldete, daß eine alleinliegende, etwa eine Viertelstunde entfernte Ansiedelung von der allgemeinen Verwüstung weniger mitbetroffen sei; vielleicht könne man dort eher Quartier beziehen.

Gesagt, getan. Die Gebäude in diesem kleinen Flecken erwiesen sich als ziemlich unversehrt, wenn auch zertrümmerte Fenster und eingeschlagene Türen deutlich zeigten, daß hier ein Kampf stattgefunden hatte. Die Musketiere Schmidt und Wellmann kamen mit ein paar anderen Kameraden in ein Haus, das von den Bewohnern gänzlich verlassen zu sein schien. Als man es von oben bis unten durchstöberte, entdeckte man schließlich in einem dunklen Verschlage eine vor Todesangst zitternde Frau mit drei kleinen Kindern, die ein entsetzliches Geschrei anhuben, als sie die bärtigen Soldaten vor sich sahen.

Ratlos schaute Schmidt, der den Verschlag geöffnet hatte, seine Kameraden an, denn alles, was er den Gefundenen, um sie zu beruhigen, sagte, brachte diese nur noch mehr in Aufregung.

„Ach geh doch mal weg, Mensch", bemerkte Wellmann mit gutmütigem Grinsen, „merkst Du denn nicht, daß die kein Wort verstehen von dem, was Du ihnen da vorplapperst? Französisch muß man mit denen parlieren, na laß man!" Und dann gab sich der brave Musketier, der in seinem Zivilberuf Volksschullehrer war und sich ein wenig mit fremden Sprachen abgegeben hatte, mit vieler Mühe daran, der verängstigten jungen Frau klar zu machen, wer sie seien und was sie wollten. „Brave Kameraden hier sind das, die Bürgersleuten und ganz besonders wehrlosen Frauen und Kindern wahrhaftig nichts zuleide tun; kommt man immer raus da und habt keine Bange", schloß er seine Rede, die ihm die längste und schwierigste dünkte, die er je in seinem Leben gehalten hatte. Dafür rief aber auch der Gefreite, der gerade hinzukam und selber gar nicht so schlecht französisch verstand, ein kräftiges Bravo.

Die junge Frau, die bald den einen, bald den anderen der Soldaten flehentlich anschaute, ließ sich schließlich beruhigen; sie mochte wohl auch sehen, daß die Musketiere, so schmutzig ihre Uniformen und Stiefel von dem Gewaltmarsch auch waren, gar nicht das Aussehen von Barbaren hatten, wie man sie ihr geschildert hatte. Musketier Wellmann aber eroberte sich mit einem Male das Herz der Kinder, als er aus seinem Tornister eine Tafel Schokolade hervorzog und sie unter die Kleinen verteilte. „Da sieht man doch, wozu die süßen Liebesgaben von Nutzen sind", meinte er freudestrahlend, nahm dann das kleinste von den Kindern einfach auf den Arm, und fort ging's im Triumph in die Küche, wo die Musketiere alsbald ein mächtiges Herdfeuer anmachten.

Nun begann im Hause eine emsige Tätigkeit, so daß die junge Frau gar nicht mehr aus dem Staunen herauskam. Während einige der Soldaten sich um die Herbeischaffung von Lebensmitteln bekümmerten und in kurzer Zeit eine kräftige Suppe angerichtet hatten, bemühten sich die anderen, die Spuren der Verwüstung zu verwischen, die von den fliehenden Franktireurs angerichtet worden war. Eine zerbrochene Tür, durch die der kalte Wind pfiff, wurde von einem geschickten Musketier kunstgerecht zusammengezimmert; ein paar zertrümmerte Fensterscheiben verklebte man mit Papier, und die von den Marodeuren in Stücke geschlagenen Möbel wurden in kurzer Zeit soweit in Stand gebracht, daß man sie wieder benutzen konnte.

Dann erst dachten die braven Krieger an sich selbst, wuschen sich den Staub und Schmutz des Weges vom Leibe und brachten Stiefel und Uniform wieder in Stand, so daß sie alle miteinander schließlich „ganz menschlich" aussahen. So wenigstens meinte der gutmütige Musketier Wellmann, der sich noch immer treulich um die Kinder bekümmerte und ihnen am Herdfeuer gerade ein paar dicke Aepfel gebacken hatte. Die Kleinen wollten sich halbtot lachen, als der Musketier mit einem Span, den er sich geschnitzt hatte, von Zeit zu Zeit in die Aepfel hineinpickte, um zu sehen, ob sie gar wären.

„Genau wie mein Gretel sieht sie aus, die Göre da", gab Wellmann zur Antwort, als ihn einer der Kameraden neckte, „bloß schwarz ist sie statt blond. . . Kinder, unschuldige Kinder sind sie alle; ein Schuft müßt' einer sein, der denen was zuleide täte!" Inzwischen war die Suppe fertig geworden, und schon wollte einer der Soldaten sie in die wenigen, teil vorgefundenen Teller füllen, als man plötzlich bemerkte, daß die junge Frau verschwunden war.

Betroffen schauten die Musketiere einander an. Sollte hier etwa Verrat im Spiele sein? Die Nacht war inzwischen hereingebrochen, und es wäre trotz der ausgestellten Posten für eine überlegene feindliche Truppe leicht gewesen, das alleinstehende Haus zu überfallen. Nanu, sollten wir so belohnt werden?" brummte Musketier Schmidt in seinen mächtigen blonden Bart. „Schön wäre das gerade nicht. . .aber sie sollen nur kommen. . ."

In diesem Augenblick hörte man den Anruf des Postens draußen; schnell griff die Musketiere nach den Waffen. Es dauerte nur eine ganz kurze Zeit, und die Tür öffnete sich. Auf der Schwelle erschien zur allgemeinen Verwunderung eine weißhaarige Alte, mühselig auf ihren Krückstock gebeugt und von der jungen Frau Schritt um Schritt geführt.

Mit einem Jubelruf stürzten sich die Kinder, die schon wieder angstvoll zu weinen angefangen hatten, der Alten entgegen. Es war die Großmutter, die man beim Herannahen der fremden Truppen in ein sicheres Versteck gebracht hatte, und die nun, von ihrer Tochter benachrichtigt, lieber im Kreise der „Feinde" die Nacht verbringen wollte als anderswo.

Ein rührendes Bild, als die rauhen Krieger jetzt die Greisin sorgsam zu einem Sessel geleiteten, und den Frauen und Kindern die Mahlzeit auftischten. Keiner der braven Musketiere wollte etwas anrühren, ehe die anderen sich gesättigt hatten. „Na, ja, galant sind wir auch", bemerkte Wellmann scherzend, „bei uns in Deutschland heißt es: zuerst die Faruen und dann. . ."

„Dann die Barbaren selber!" fiel ihm Schmidt ins Wort und zwinkerte mit den Augen.

„Nein, nein, das Wort darf niemand mehr brauchen", erwiderte die alte Großmutter und reichte dem Musketier die zitternde Hand, „es mag kommen, wer will: Die Deutschen haben edelmütig an uns gehandelt, und wir werden es immer bezeugen. Geb' der liebe Gott, daß unsere Völker einander nach dem Kriege besser verstehen!

— Das beste dran. „Diese Sprechmaschinen sind doch 'ne glänzende Erfindung. Du kannst jederzeit die Stimme deiner Frau hören, auch wenn sie noch so weit weg ist!"

„„Ja, und das allerschönste dabei ist, daß ich den Apparat jederzeit abstellen kann, sobald ich genug habe.""

Als „Helden" gepriesen.

Der belgische Franktireurkrieg in englischer und französischer Beleuchtung.

Während des Balkankrieges hat man sich in England lebhaft über die begangenen Greuel entrüstet und ganz besonders scharf verurteilt, daß selbst die Bevölkerung an den Kämpfen teilgenommen hat. Seitdem nun England selbst zu den Kriegführenden gehört, scheint es seine Ansichten vollständig geändert zu haben. Die illustrierten Zeitschriften bringen Bilder, in denen der Franktireurkrieg der Belgier nicht nur ohne weiteres zugegeben, sondern als etwas Heldenhaftes gepriesen und verherrlicht wird. In „The Sphere" London vom 22. August 1914 findet sich ein Bild, das eine Frau darstellt, die, umringt von ihren Kindern, aus einer Türöffnung auf Ulanen schießt. Eine ausführliche Unterschrift klärt die Leser dieser „Familienzeitschrift" über die Tätigkeit der Franktireurfrau auf. Ein weiteres Bild zeigt bewaffnete Arbeiter, die mit Sensen, Hacken und Knüppeln ihr Heim verteidigen. Am bezeichnendsten ist die Unterschrift, die einem in „The Graphic" erschienenen Bilde beigegeben ist. Eine belgische Frau kniet an der Bahre eines sterbenden belgischen Soldaten. Bei der Besprechung der „Verdienste" belgischer Frauen heißt es dann: „Sie trieben manchen Angriff von Ulanen zurück und machten bei Herstal 2,000 Deutsche durch kochendes Wasser kampfunfähig."

Die französische Zeitung „l'Avenier Reims" (Nr. 85 bis 88) bestätigt diese Scheußlichkeiten in einem Artikel über die „heldenhafte Verteidigung der Frauen von Herstal". Sie schreibt: „Die Stadt war natürlich beim Einzug der Deutschen leer von allen waffenfähigen Männern. Aber die Frauen, meistens Arbeiterinnen der großen Waffenfabrik, hatten geschworen, die deutschen Truppen an der Besitzergreifung der Fabrik zu hindern. Sie bewaffneten sich daher mit Revolvern und mit all dem, was als Waffe dienen konnte. Sie trieben mehrmals Angriffe der Ulanen zurück, und als die Munition erschöpft war, verbarrikadierten sie sich in ihren Häusern und gossen von dort kochendes Wasser auf die eindringenden Truppen. Man sagt, daß 3,000 Deutsche durch Verbrennung außer Gefecht gesetzt wurden. Greise und Kinder nahmen an dieser Verteidigung teil."

Mit der Verbreitung dieser Darstellungen gestehen die Engländer und Franzosen nicht nur die Verbrechen ihrer belgischen Bundesgenossen ein, sie geben sogar ihrem Einverständnis damit ganz unverhohlen Ausdruck. Bessere Zeugen dafür, daß unsere braven Truppen in Belgien nur in berechtigter Notwehr gehandelt haben, können wir uns nicht wünschen.

So'n bischen Französisch.

Einem Feldpostbrief ist das folgende entnommen:

„Das sind immer sehr willkommene Ruhetage. Da treffen Briefe und Zeitungen ein und Sendungen mit stets willkommenen Leckerbissen. Ich bin in diesen Tagen zu meiner großen Freude damit überschüttet worden; aber es kommen wieder Tage der Entbehrung; da greift man denn auf seinen Vorrat zurück. Und wer seinen Tobak hat, der hat auch seine Siegeszuversicht.

Sehr zustatten kommt mir meine französische Sprachkenntnis. Ist auch meine Ausdrucksweise fehlerhaft, so ist sie doch verständlich, und ich kann die Leute verstehen. So komme ich leichter durch als andere und bekomme auch mehr, da ich die einzelnen Gebrauchsgegenstände nicht wie Vokabeln herausstoße, sondern in höfliche Worte kleide und mit den Einwohnern das Geschick ihres Landes beklage, das sie verblendet heraufbeschworen. Dann ballen sich die Fäuste gegen Poincaré. Und wie kann ich sie beruhigen bei der stets notwendigen Durchsuchung ihrer Häuser, was von anderen stumm und mit finsterer Miene vollzogen wird zum Schrecken der eingeschüchterten Leute. Sie wissen ja nicht, was geschieht. So begegne ich nur freundlichen, entgegenkommenden Gesichtern.

Die Franzosen hier sind überhaupt nicht schlimm; einzelne Fanatiker mag es geben; die meisten sind freundlich, vielleicht aus Furcht, und ich bin noch immer mit freundschaftlichem Händedruck und von guten Wünschen begleitet von meinen Quartierwirten geschieden. Die Frauen heulen einem viel vor: „Oh, mon dieu, quel horreur!" und sind geschwätzig, daß man sie nicht zu Ende anhören kann. Heute wohne ich bei einem sehr freundlichen Bauern; seinen Sohn aber, einen Theologiebeflissenen, an dessen Pult ich schreibe, haben sie vor drei Wochen als Gefangenen nach Metz geschickt. Und mich fragen die Leute, warum!"

Der lange Josef.

Ein interessantes Kriegsabenteuer hatte im Osten ein Gutsbesitzer aus einem Dorf bei Bitterfeld, der zur Zeit als Leutnant dem Vaterland dient. In den Kämpfen unter dem siegreichen General Hindenburg hatte er das Unglück, von den Russen mit drei Kameraden zusammen gefangen genommen zu werden. Sie wurden in das Lager der Feinde geschleppt und dort gefesselt etwas abseits niedergelegt und von zwei Posten mit geladenem Gewehr bewacht. In großer Zahl kamen die russischen Soldaten vom Lagerfeuer herangeströmt, um die gefangenen Deutschen anzustaunen. Wer beschreibt die Ueberraschung des Gutsbesitzers, als er von einem bärtigen russischen Krieger in gutem Deutsch angeredet wird:

„Sie sind doch Herr S. aus R.?"

„Gewiß, der bin ich."

„Na, kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin doch der lange Josef, der vier Jahre lang bei Ihnen als Sachsengänger gearbeitet hat."

„Ja, natürlich, jetzt erkenne ich Sie, Josef. Hören Sie, können Sie uns nicht aus der Patsche helfen?"

Der lange Josef, der es in den vier Jahren bei dem Gutsbesitzer jedenfalls besser gehabt hatte, als jemals in seiner russischen Heimat, besann sich nicht lange, er steckte heimlich dem alten Bekannten aus Deutschland ein Messer und einen Revolver zu, stellte an einer verabredeten Stelle in der Nähe vier Kosakenpferde bereit und bat nur um den einen Gefallen, daß die deutschen Gefangenen bei ihrer Flucht die beiden Wachtposten totschießen möchten, damit auf ihn kein Verdacht fallen könne. Diesen Gefallen haben ihm denn die Gefangenen auch getan. Sie zerschnitten ihre Fesseln, schossen die beiden Posten nieder und waren wie der Blitz bei den Pferden und auf und davon. Nun ging zwar eine gewaltige Schießerei hinter ihnen los, dem Gutsbesitzer wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, er sprang aber mit auf das Roß eines Kameraden und alle vier Gefangene langten nach einem nächtlichen Ritt von [illegible] Stunden glücklich [illegible] ment an.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Modernes Backfischkleid. No. 1079.

Den Vorrang unter allen Herbstmodellen hat sich das Ueberkleid erobert. Das hier veranschaulichte Modell zeigt die kleidsame Kimonobluse mit langen oder kurzen Aermeln. Ein breiter, apart geschnittener Reverskragen begrenzt ein kurzes Batistchemisett, und der Knopfverschluß, jetzt hochmodern, findet auch am Rock Verwendung. Dieser ist besonders

vortheilhaft für junge Mädchen, da die glockenförmig geschnittene Tunika eine schlanke Figur erfordert. Die Tunika wird über einen engen Rock aus Velvet gearbeitet, der einem leichten Futterrock angesetzt wird. Ein flotter, breiter Gürtel vervollständigt den schicken Anzug, dessen Schnittmuster in Größen von 14 bis 18 Jahren erhältlich ist. Gebraucht werden für mittlere Größe 5¾ Yard Material.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha TribünePattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. .....
.....Zoll Brust- oder Taillenweite
(Jahre ..... bei Kinderjachen.)
Name .....
No. ..... Straße.....
..... Stadt .....